

SWR2 Essay

Spiel´s noch einmal Sam

Gedanken über die Wiederholung

Von Malte Oppermann

Sendung: 14.12.2020
Redaktion: Michael Lissek
Regie: Nicole Paulsen
Produktion: SWR 2020

SWR2 Essay können Sie auch im **SWR2 Webradio** unter www.SWR2.de und auf Mobilgeräten in der **SWR2 App** hören – oder als **Podcast** nachhören:
<https://www.swr.de/~podcast/swr2/programm/swr2-essay-podcast-104.xml>

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

Kennen Sie schon das Serviceangebot des Kulturradios SWR2?

Mit der kostenlosen SWR2 Kulturkarte können Sie zu ermäßigten Eintrittspreisen Veranstaltungen des SWR2 und seiner vielen Kulturpartner im Sendegebiet besuchen. Mit dem Infoheft SWR2 Kulturservice sind Sie stets über SWR2 und die zahlreichen Veranstaltungen im SWR2-Kulturpartner-Netz informiert. Jetzt anmelden unter 07221/300 200 oder swr2.de

Die SWR2 App für Android und iOS

Hören Sie das SWR2 Programm, wann und wo Sie wollen. Jederzeit live oder zeitversetzt, online oder offline. Alle Sendung stehen mindestens sieben Tage lang zum Nachhören bereit. Nutzen Sie die neuen Funktionen der SWR2 App: abonnieren, offline hören, stöbern, meistgehört, Themenbereiche, Empfehlungen, Entdeckungen ...
Kostenlos herunterladen: www.swr2.de/app

Manchmal überkommt mich ein Gefühl der Verlorenheit, wenn ich mir vorstelle, wie meine Tage sich gleichen. Wie meine Wünsche und Gedanken sich im Kreis drehen. Wie alles, was ich tue, nur eine weitere Wiederholung derselben Dinge ist, die vor mir Milliarden Menschen getan haben und gleichzeitig mit mir Milliarden Menschen tun. Was fällt heraus aus diesen immer selben Zyklen? Ganz gleich, in welcher Epoche man lebt, aus den Kreisläufen der Wiederholung gibt es kein Entrinnen.

Ist die Wiederholung deshalb unausweichlich, weil die Möglichkeiten der menschlichen Natur nicht unendlich sind?

Der rebellische Schüler, der glaubte, alles neu und anders zu sehen, hat schon als Student gewisse Gewohnheiten seines Vaters angenommen und erkennt als alter Mann in dem Roman eines antiken Autors sein eigenes Schicksal wieder.

Wie viele mögliche Gelüste gibt es, die ein Mensch zu einer bestimmten Tageszeit haben kann? Lust und Unlust, Schlafen und Wachen, Hunger und Müdigkeit, Tatendrang und Konzentration wechseln einander ab. Auf all diese Zyklen haben wir keinen großen Einfluss. Man versucht es mit Kaffee und anderen Stimulanzien, auch mit Schlafmitteln und Beruhigungstabletten. Auf einer Seite seines Tagebuchs notiert zum Beispiel Baudelaire:

„Fisch, kalte Bäder, Duschen, isländisch Moos, Pastillen, je nach Umständen; alle Reizmittel vermeiden.“

Für wiederkehrende Beschwerden immer wieder dieselben Mittel.

In Sören Kierkegaards Buch über die Wiederholung wird die Behauptung aufgestellt, das ganze Leben basiere auf der Wiederholung. Und stimmt das etwa nicht? Man kann es an sich selbst beobachten, wie die Kontinuität des Lebens auf den immer selben Zyklen fußt. Wie man, von Atemzug zu Atemzug, sein Leben auf der Schwelle verbringt, die eine beendete von einer beginnenden Wiederholung trennt.

Wieder strömt Luft in die Lunge, wieder schlägt das Herz.

Die Wiederholung. Auf den ersten Blick etwas vollkommen Selbstverständliches. So unbezweifelbar wie die Tatsache, dass nach jedem vollendeten Umlauf der Erde um die Sonne ein neues Jahr beginnt. Warum über sie nachdenken? Was gewesen ist, tritt wieder ein. Wieder, und wieder, und wieder; für hundert, für tausend, für Millionen Jahre.

Von Aalen weiß man heute, dass die frisch geschlüpften winzigen Glasaale aus der Sargassosee vor der Westküste Amerikas bis nach Europa herüberschwimmen, um dort durch Ströme und Seen, Kanäle und Bäche bis in die kleinsten Teiche des Festlands zu schwimmen – in den Alpenländern sogar bis auf Höhen von tausend Metern. Nach einigen Jahren verlieren die ausgewachsenen Aale die Fähigkeit zur Nahrungsaufnahme. Ihre Geschlechtsorgane wachsen an, sie bekommen größere Augen und beginnen die Rückreise. Sie überqueren Wiesen und schlängeln sich durch Rinnen, und irgendwie gelangen sie zurück in die großen Flüsse und ins Meer.

Sie überqueren erneut den Atlantik und kommen nach Jahren wieder dort an, wo sie gezeugt wurden; sie zeugen und sterben, und der Zyklus beginnt von neuem.

Das menschliche Leben scheint sich im Zuge der Technisierung immer mehr von den Wiederholungszyklen der Natur zu lösen. Wer im beginnenden Frühling vom Skifahren noch nicht genug hat, braucht nicht zu warten, bis der Schnee im nächsten Jahr wiederkommt, er kann einen Flug buchen. Das Angebot an Nahrungsmitteln in den Supermärkten ist zu jeder Jahreszeit nahezu das gleiche. Als lebte die ganze Welt an einem immerwährenden Tag; in der ständigen Verfügbarkeit derselben Güter.

Doch auch unsere Zivilisation ist auf ständige Wiederholung angewiesen. Sie fußt auf der täglichen Arbeit von Millionen. „Die Eisenbahn wird von Menschen gezogen“, sagt ein Sprichwort aus China. Die künstliche Welt bedarf der Wiederholung ebenso wie die natürliche. Nur durch unablässige und vielfältige Wiederholungen bleiben unsere Fähigkeiten und unser Wissen, unsere Technik und unsere Gemeinschaften erhalten. Wiederholung ist das Training, dank dessen komplexes Leben erst möglich ist. Wer aufhört, Stehen, Laufen, Sprechen und Lesen zu üben, verlernt es.

Wollte man alles auflisten, was das Leben der Wiederholung verdankt, man käme an kein Ende. Leben ist ständiges da capo. Doch dreht es sich im Kreis, wie ein im Wasser treibendes Blatt?

Was geht mich die Wanderung der Aale an? Was die Millionen von Samen, die jeden Herbst der Wind verstreut? All die Zyklen des Kosmos und der Natur, die vielleicht über Jahrtausende und Jahrmillionen gehen, mögen sich wiederholen so oft sie wollen. Es könnte sogar sein, dass es tatsächlich eine ewige Wiederkehr der Gleichen gibt, wie Nietzsche geschrieben hat. Doch welche Rolle würde es für mein Leben spielen, wenn es so wäre? Keine. Jeder Schlagler der Welt lebt davon, dass es im Leben kein Zurück gibt. Nur Nostalgie. Ende August kommt die Rückreise aus den Sommerferien. Die Radiosender stellen sich darauf ein.

Niemand würde widersprechen, wenn ich den Aufgang der Sonne als Wiederholung bezeichnete. Täte ich das bei der Geburt eines Menschen, erschiene es zynisch. Geburt, Leben und Tod des Einzelnen wiederholen sich nie. Die Einzigartigkeit des individuellen Schicksals scheint der Wiederholung entgegenzustehen, genauso wie die Unwiederholbarkeit jedes Augenblicks in der Zeit.

Muss nicht vielleicht jede Wiederholung zugleich auch etwas Neues sein und ihre Besonderheit haben? Kierkegaard stimmt dem zu: „*Was wiederholt wird, ist gewesen, sonst könnte es nicht wiederholt werden, aber gerade daß es gewesen ist, macht die Wiederholung zu etwas Neuem.*“

Wäre Wiederholung einfach nur eine exakte Kopie von etwas schon einmal Gewesenem, könnte man durch Wiederholung nichts lernen. Die Wiederholung ist aber der Grundakt des Lernens. Man liest einen Satz einmal, zweimal, dreimal, vielleicht zwanzigmal. Beim einundzwanzigsten Lesen beginnt man ihn zu verstehen,

nach dem dreißigsten kennt man ihn auswendig. Es ist jedes Mal derselbe Satz und doch nie der gleiche.

Oft zeigt sich die Wiederholung als etwas Zwangsläufiges. Wenn der Stundenzeiger einer Uhr jeden Tag zweimal über die Zwölf hinweg fährt, scheint das eine völlig exakte Wiederkehr des Gleichen zu sein. Das Geschehen unterliegt keinerlei Variation. Doch was ist mit Wiederholungen und Zyklen, die eine lebendige Ursache haben? Wenn ein Herz schlägt, könnte man das für eine mechanische Repetition halten. Es ist aber auch möglich, dass sich im immer wiederkehrenden Schlag des Herzens weniger eine Wiederkehr Desselben ausdrückt als ein unablässiger Neuanfang.

Häufig geht die Empfindung der Freiheit mit einem anderen Gefühl einher. Man könnte es die Erregung des Abschieds nennen. Das Gefühl, etwas aus freien Stücken unwiderruflich hinter sich zu lassen. Wenn ich auswandere zum Beispiel. Da könnte ich mir vorstellen, mich frei zu fühlen, vorausgesetzt, ich wandere freiwillig aus, was zugegebenermaßen auf der Welt recht selten geschieht.

Ungebunden etwas Neues beginnen, bei null anfangen. Muss man, um das zu können, nicht zuvor eine Menge Bande durchtrennen? Freiheit zeigt sich im Neuanfang. Sie ist eigentlich nichts anderes. Doch wo ein Neuanfang ist, da ist auch ein Abschied. Im Neuen, das beginnt, wird etwas Altes nicht mehr fortgesetzt.

Vor einiger Zeit habe ich im Garten eine Zeder gefällt. Einen Baum, der mehr als doppelt so alt war wie ich. Ich tat es nicht aus eigenem Entschluss, sondern folgte der Entscheidung der Familie. Trotzdem zitterte mir etwas die Hand, als ich die Motorsäge startete. In diesem Moment wusste ich, hinter die Tat gibt es kein Zurück. Fühlte ich mich da nicht auch über die ständigen Wiederholungen des Lebens erhoben? Ich fühlte meine Freiheit. Und auch meine eigene Macht.

Wenn man lange genug den Blättern beim Fallen zusieht, kann es so weit kommen, dass einem fast alles, was man am Tag erlebt, unwiederbringlich erscheint.

Das Phänomen der Wiederholung erscheint jeweils in einem ganz anderen Licht, je nachdem, ob Freiheit im Spiel ist oder nicht. Wiederholung lässt sich als zwangsläufiger Ablauf begreifen, wie bei einer aufgezogenen Uhr. Doch man kann Wiederholung auch als eine Handlung begreifen.

Vielleicht braucht es selbst für die scheinbaren Automatismen des Lebens, für Atmung und Herzschlag, eine Entscheidung. Keine, die wir ganz bewusst vollzögen, die sich aber doch in der Tiefe jeder Person verbirgt. Mancher ist schon aus Überdruß gestorben. Oder aus verschmähter Liebe. Jeder neue Moment des Lebens bietet die Möglichkeit, darüber zu entscheiden, ob man weiterleben will.

Kann sich vielleicht deswegen nichts im Leben vollständig wiederholen, weil es immerzu neu anfängt? zumindest ein Stück weit? Muss ein Leben, das man frei nennen will, nicht immerzu den Charakter des Beginnens haben? Die Kreisläufe, in denen es sich erhält, schließen sich nicht zu Ringen. Jede einzelne Entscheidung

und Tat im Leben bedeutet einen irreversiblen Abschluss und Abschied. Dem folgt ein Neubeginn.

Das Herz schlägt. Tag und Nacht, Herzschlag auf Herzschlag. Doch es läuft nicht ab wie eine Uhr. Es fängt immer wieder neu an, und wiederholt nicht einen Schlag zwischen dem ersten und dem letzten.

Jetzt aber mal ganz ohne Pathos: na und? Ich muss mich nicht von jedem einzelnen Herzschlag in meinem Leben verabschieden. Ich habe Herzschlag im Überfluss, ich kann verschwenderisch mit ihm umgehen. Ich brauche auch nicht wahrzunehmen, dass ich jeden Tag neu beginnen muss. Auf irgendeine Weise geht das wie von selbst. Mir ist schon klar, worauf das hinaus soll mit dem ständigen Beginnen. Die Wiederholung soll offen sein für den freien Eingriff. Doch möchte ich jeden Tag Abschiednehmen und neu anfangen? Auch wenn die Wiederholung manchmal monoton wirkt, trägt sie mich doch auch. Es reicht mir nicht, alle Dinge nur einmal zu tun. Ich habe Casablanca schon sehr oft gesehen und werde den Film bestimmt noch viele weitere Male schauen, und wieder und wieder wird es mir Freude machen. Auch Ingrid Bergmann und Humphrey Bogart wollen die Wiederholung und bitten den Pianisten, ihr Lied noch einmal zu spielen. Wir brauchen und wollen die Wiederholung, gerade weil wir nicht die Kraft haben, immerzu neu anzufangen. Nur die Wiederholung erzeugt, was mich wie eine innere Strömung durch meine Tage trägt: Rhythmus!

Wichtiger als das unwiderrufliche Vorübergehen der Ereignisse ist der Rhythmus, zu dem sie sich verbinden. Er erlaubt den Stunden zu schwingen. Durch einen einzelnen Herzschlag entsteht kein Flow. Erst die Folge vieler Herzschläge ergibt Leben. Die Musik geht vorwärts.

Wie entsteht Rhythmus? Durch den Pendelschlag einer Räderuhr, durch die Bewegung der Gestirne, die Schwingung eines Quarzkristalls, die Betonung der Silben beim Sprechen. Es gibt sehr unterschiedliche Quellen und Arten von Rhythmus. Wenn man auf den Rhythmus des eigenen Lebens schaut, wird schnell klar, dass er viel weniger stabil ist, als der Schlag einer Uhr. Kein physikalisches Gesetz legt fest, was als nächstes kommt. Statt starr und monoton, erscheint er unvorhersehbar und chaotisch, so sehr, es ist fast schon erstaunlich, dass sich überhaupt ein Rhythmus ergibt. Es wechseln Vorlieben und Fähigkeiten, Ansichten und Möglichkeiten. Verbindungen brechen ab, neue werden geknüpft. In wirrer Folge zerschneidet der Zufall ein Band nach dem anderen.

Dennoch scheint auch das völlig Unerwartete und Neue den Zusammenhang mit dem Gewesenen nicht vollkommen abbrechen zu können. Auch nach Revolutionen oder Naturkatastrophen entsteht die Welt ja nicht neu, sondern es ist das alte Leben, das verändert oder verwundet zwar, dennoch weitergeht.

Vielleicht ist doch die naturgegebene Gleichförmigkeit der Tage und Jahreszeiten, der Sinneswahrnehmungen und Empfindungen, zu groß, als dass der Zufall den rhythmischen Zusammenhang des Lebens völlig zerreißen könnte. Ungezählte tägliche Wiederholungserfahrungen bilden ein Netz, das uns immer wieder auffängt.

Auch wenn jeden Tag etwas Neues geschieht und in jeder unserer Handlungen ein Anfang steckt.

Wo man auch hin reist, sind die Schatten abends länger und hat der Raum drei Dimensionen. Ist es strenggenommen überhaupt möglich, eine Erfahrung zu machen, die in keiner Weise mit irgendetwas schon Erlebten vergleichbar wäre, solange man sich von der Erde nicht losreißt?

Es muss ein sehr fein abgestimmtes Zusammenspiel zwischen Wiederholung und Einmaligem im Leben geben. Zwei Ebenen: da die Tat und der Augenblick; dort Rhythmus und Muster aus Taten und Augenblicken.

Am Samstag, den 12. Oktober 1918 notiert Virginia Woolf die Geschehnisse einer Woche in London in ihr Tagebuch und vergleicht sie mit denen des vorangegangenen Jahres:

„...dieses Tagesbuch ist ein Jahr alt, & wenn ich zurückblättere, sehe ich, wie man genau dieselben Dinge wiederholt. Zum Beispiel gingen wir diese Woche einen Mantel kaufen; letztes Jahr kauften wir Stiefel. Wieder stellt sich die Frage einer Abendgesellschaft; wieder das, was ich euphemistisch eine >Auseinandersetzung< nennen könnte. Nessa war auch in London, & ich hatte Dinner mit ihr und Clive, nur daß Duncan auch dabei war & wir in Gordon Square aßen. Aber die Versammlung von Lord Grey hat keine Entsprechung im letzten Jahr; auch hätte ich auf gar keinen Fall damals schreiben können, wie ich es jetzt schreiben kann, dass die morgige Morgenzeitung Nachrichten von einem Waffenstillstand bringen könnte. Möglicherweise sind die Kampfhandlungen nächste Woche um diese Zeit vorbei.“

Langsame Rhythmen von der Dauer ganzer Jahre oder Jahrzehnte tragen einen nur, solange man sich der Zukunft einigermaßen gewiß ist. Was im letzten Jahr war, glaubt man, wird auch im nächsten wiederkommen.

Den Soldaten, die noch im Oktober und November 1918 in Belgien in die Frontstellungen zogen, muss schon der Gedanke, was wohl in zwei Tagen sein würde, recht fern gewesen sein. Viel zu ungewiss war ihre Zukunft, als dass sie sich vom typischen Rhythmus ihrer Wochen und Jahre hätten tragen lassen können.

Zwischen Sicherheitsbedürfnis und Rhythmusgefühl besteht eine enge Verbindung. Den einen macht ein strenger, weit im Voraus gefüllter Terminkalender nervös, den anderen quält es, ihn nicht zu haben.

Haben anarchische Charaktere weniger Rhythmusgefühl beim Tanzen oder Singen? Sind ängstliche Menschen besser geeignet, als Pauker im Orchester den Takt anzugeben?

Sobald Gefahr da ist, schrumpft der zeitliche Horizont zusammen. Sie ändert den Rhythmus, den Lebenstakt. Das Gefühl der Sicherheit hängt sehr eng mit dem steten Rhythmus der Stunden, Tage, Jahre zusammen, von ihm fühlt man sich getragen. Wenn ich als Kind, wie jedes Jahr in den Herbstferien, mit meinen Eltern und

Geschwistern über den weiten Strand von Römö spazierte, fühlte ich mich geborgen, obwohl der Sturm mir fast die Kapuze vom Kopf riss. Ich ging wie von selbst über diese weite Fläche, die schon so oft gesehenen Dünen im Blick, die sich im Rhythmus der Schritte näherten.

Wer sich sicher fühlt, glaubt, im Rhythmus von Jahren und Jahrzehnten zu leben, während im Moment der Gefahr klar wird, dass es um jede Sekunde geht. Schwere Krankheit. Trennung. Krise. Unfall. Die Gegenwart der Gefahr fesselt an den Augenblick.

Im-Rhythmus-Sein bedeutet Zuversicht. Man vertraut auf das Kommende. Die Schwingung, fühlt man, wird weitergehen. Rhythmus ist die Gewissheit der Wiederholung. Die mit schöner Regelmäßigkeit sich erfüllende Erwartung. Meine Schritte tragen mich über den Strand zurück zu den Dünen. Jeder Schritt bringt mich ihnen näher; so wie das Vergehen der Tage die im Jahreslauf wiederkehrenden Feiertage einen nach dem anderen heraufkommen lässt.

Wo Rhythmus herrscht, mindert er unser Ausgeliefertsein an den Augenblick. Der plötzliche Augenblick, der ihn schließlich unterbricht, nimmt uns alles, was wir durch den Rhythmus haben. Unsere „Welt“, unser „Leben“... Eben ging man noch voran, setzte die Füße im Takt, plötzlich bricht der Weg ab. Ein Herzanfall, ein Blitzschlag zerschneidet das Band. Der Weg nach vorn ist versperrt. Damit wird auch die Wiederholung unmöglich, ein Zurück gibt es nicht.

Gibt es überhaupt ein Zurück zu irgendetwas? Zum Augenblick niemals. Und was gibt es, außer Augenblicke?

Es bedarf nicht immer des Schockmomentes, um aus dem Rhythmus geworfen zu werden. Auch im Restaurant sitzend oder beim Gang durch den Garten kann ich mir plötzlich der Unwiederholbarkeit der Augenblicke bewusst werden. Es braucht nicht die besonders seltene Färbung eines Sonnenuntergangs, den man fern von zuhaus am Strand des indischen Ozeans erlebt, um zu denken: Das kehrt niemals wieder.

Die plötzliche und starke Empfindung der Unumkehrbarkeit braucht keinen besonderen Anlass. Ist sie aber da, beginnt die Oberfläche der Dinge zu zittern. Wo etwas als einmalig und unwiederbringlich erkannt und empfunden wird, erscheint ein Riss im statischen Bühnenbild unserer Welt. Plötzlich ist keine Höhle mehr um einen herum. Ein kräftiger Windzug hat den Vorhang gehoben und das Vorbeijagen der Wolken erweist den Stillstand als Illusion.

Es stimmt:

man erlebt keinen Tag, der ganz dem anderen gleiche. Alles Sinnliche hat in jedem Augenblick viel zu viele individuelle Eigenschaften, als dass es sich wiederholen könnte. Der Kuss. Die Berührung. Die Reise nach Aix-en-Provence.

Strenggenommen verliert man sein Leben von Augenblick zu Augenblick. Es ist der Rhythmus unserer wiederkehrenden Verrichtungen, der diese Wahrheit abmildert.

Wer behauptet eigentlich, dass sich ein Augenblick nicht wiederholen kann? Könnte es nicht anders sein? Wenn ja, würde das bedeuten, dass es manchmal kleine Zeitsprünge gibt, und ein früherer und ein späterer Moment in Wahrheit identisch sind. Vielleicht gibt es solche Webfehler. Ein Hinweis auf sie wäre das Deja vu. Ein noch nie gesehener Ort weckt Erinnerungen, die man eigentlich nicht haben dürfte.

Mein Verstand sträubt sich gegen die Vorstellung, es könnte Wiederholung in Form von Zeitsprüngen oder Zeitschleifen geben. Ich finde alles, was ich sehe einzigartig. Immer ist es neu. Ich zweifle daran, dass im Verlauf der Zeit überhaupt irgendetwas wiederkehrt und sich wiederholt, und sei es nur auf atomarer Ebene. Das Feuer der Sonne brennt herunter wie jedes Feuer. Ich wage zu sagen: es gibt keine vollständige Wiederholung. Es gibt nur den Anschein der Wiederholung, der dadurch entsteht, dass Ereignisse sich manchmal zum Verwechseln ähnlich sind. Selbst wenn zwei Figuren aus derselben Gussform kommen, können sie nicht in jeder Einzelheit identisch sein.

Im Nationalmuseum in Neu Delhi steht eine Buddhastatue aus dem 1. Jahrhundert n. Chr. Sie unterscheidet sich von anderen. Der Körper ist schlank und ebenmäßig, der Bauch muskulös, Arme und Beine athletisch, der Kopf von strenger Symmetrie, mit schmalen Lippen und europäischen Augen. Die Ähnlichkeit mit den Statuen der griechischen oder römischen Antike ist verblüffend.

Wie kann es sein, dass einem in Neu Delhi eine solche Statue begegnet? Die Erklärung ist eigentlich sehr einfach. Der Grund ihrer überraschenden Ähnlichkeit mit europäischen Arbeiten jener Zeit ist Alexander der Große, der die hellenistische Kunst bis nach Indien brachte.

Diese Figur kann beim Betrachter etwas auslösen, das über das Staunen über die Distanzen, die Alexander zurücklegte, hinaus geht. Wenn man die Exponate betrachtet, die sich links und rechts, in chronologischer Ordnung an der Wand reihen, stellt man fest, dass die Abfolge der Formen stark an jene Schulbuchbilder erinnert, die den Verlauf der Evolution darstellen. Als ob jede Figur aus dem Körper einer anderen entstanden wäre – durch kleine Hinzufügungen dort, durch Verschiebung der Schwerpunkte hier – erscheinen die Statuen der aufeinander folgenden Jahrhunderte wie Generationen ein und derselben Familie.

Eigentlich keine ungewöhnliche Einsicht: die Epochen und Stile, Kulte und Künste entwickeln sich im Laufe der Geschichte auseinander, so wie jede neue Generation aus der vorhergegangenen. Von dieser Tatsache hat jeder schon gehört. Man weiß auch, dass die Verbindung von jeder lebenden Person bis zum allerersten Mensch reichen muss. Doch es passiert relativ selten, dass man es wirklich spürt.

In Benares, am Gangesufer, hatte ich einmal das Gefühl, am Rhythmus der Geschichte teil zu haben und mit der Welt längst vergangener Epochen verbunden zu sein:

Zur abendlichen Aarti-Zeremonie hatten etwa ein halbes Dutzend Priester auf den oberen Stufen der Ghats - das sind die Treppenstufen, die zum Ufer des heiligen

Flusses herunterführen - ihre Plätze eingenommen, um der Flußgöttin zu huldigen. In einer Reihe nebeneinander, saßen sie im Schneidersitz, jeder auf seinem Teppich, auf dem Opfertafeln und liturgische Geräte ausgebreitet lagen. Sie schwenkten bronzene, mehrarmige Öllampen, aus denen viele kleine, rauchende Flämmchen züngelten. Hinter ihnen sah man die Lichter der Stadt sich im Wasser spiegeln. Nicht sehr hell, denn das Wasser des Ganges ist schmutzig und brackig. Hinzu kam der Nebeldunst. Eine Besonderheit der Jahreszeit. Im November und Dezember löst er sich den ganzen Tag nicht auf, sondern bleibt wie ein Vorhang über dem Fluss stehen und verdeckt den Blick auf das gegenüberliegende Ufer – eine Schlammwüste, die ohnehin ohne klare Abgrenzung gleichsam aus dem Fluss herauszuwachsen scheint.

Der Klang der Flöten und Zimbeln, die die Zeremonie begleiteten, hatte etwas Schrilles und Kreischendes. So hatte ich mir immer die Musik der alten Griechen vorgestellt. Und waren die Götterstauen und Zeremonien, die ich sah, denn so verschiedenen von dem, was die Historiker uns von der Antike erzählen?

Ich sah die Scheiterhaufen unten am Wasser brennen, die bunten Weihgaben, die in Haufen herumlagen und verstreut die Wege und Stufen bedeckten... und im beißenden Rauch und ohrenbetäubenden Lärm der Szene, war ich mir mit einem Male sicher, eine Erfahrung zu machen, die ich nicht nur mit ungezählten Indienreisenden und Pilgern und den Bewohnern von Benares teilte, sondern auch mit einer großen Zahl von Menschen, die irgendwann zwischen dem vierten Jahrhundert vor Christus bis heute gelebt haben könnten. Natürlich hatte ich keinen Beweis dafür, dass meine Empfindung nicht reine Einbildung war, und sicher gab es da unzählige Details der Ausstattung, der Gesten, Lieder und Farben, die neu waren – ganz zu schweigen vom elektrischen Licht und den doch recht zahlreich anwesenden westlichen Touristen – aber es war schon möglich. Ganz unabhängig von Benares und dem Hinduismus. Auch vor zweitausend oder tausend Jahren wird es Zeremonien gegeben haben, die von dieser hier nicht sehr verschieden waren. Sei es bei den Indern oder den Hellenen.

In jeder frühgeschichtlichen Abteilung eines Museums kann man sehen, dass die Epochen der Geschichte ihre Ordnung dem Prinzip der Wiederholung verdanken. Man teilt die Zeitabschnitte nach einander ähnelnden Fundstücken ein. Solange sich bestimmte Muster in ihnen wiederholen, gehören die verschiedenen Objekte zusammen.

Könnte man nicht sagen, dass auch unsere Epoche mit all jenen vergangenen zusammengehört, deren Praktiken und Rituale, sprachliche Wendungen und Sitten auch heute noch leben?

Wiederholung festigt Dauer. Auch die Dauer der Geschichte. Überall wo das Alte und auch das Uralte sich noch wiederholt, dauert es an.

Ich fand das Gefühl sehr schön, als ich in Benares glaubte, einige Momente in der Spätantike gelebt zu haben. Das Gefühl, dass auch die älteste Vergangenheit in der Wiederholung andauert. Doch genauso gut gibt es Zustände, deren Andauern qualvoll ist.

In seinem Buch, „Bekenntnisse eines Opiummessers“ beschreibt De Quincey die schreckliche Seite des Opiumrausches.

„Ich wurde für Jahrtausende mit Mumien und Sphinxen in Steinsärgen, in engen Kammern in den Eingeweiden ewiger Pyramiden beigesetzt. Krokodile küssten mich mit ewigen Küssen. Dies Tier besonders, dies verfluchte, verursachte mir mehr Qualen als alles andere. Man zwang mich, in seiner Gesellschaft zu leben und, wie es in meinen Träumen stets der Fall war, gleich für Jahrhunderte. Manchmal gelang es mir, zu entfliehen, und ich fand mich in chinesischen Häusern wieder, mit Bambustischen und –bänken. Die Füße dieser Tische und Bänke begannen dann plötzlich zu leben. Der scheußliche Kopf des Krokodils, seine schielenden Augen starrten mich in tausendfachen Wiederholungen an. Und ich stand ekelerfüllt, wie gebannt.“

In einer Schleife von unausweichlich Wiederkehrendem festgehalten zu sein, ist eine Vorstellung, die genauso schaudererregend sein kann, wie das Gefühl des jähen Absturzes. Unendlich Vieles geschieht, Jahrtausende türmen sich auf, und doch geht es nicht vorwärts in der Zeit. Die Wiederholung als Fluch ist ein Grundmotiv der Geschichtsbetrachtung. In jeder revolutionären Geschichtstheorie gibt es ein böses Krokodil, das immer wieder neu auftaucht. Erst wenn es besiegt ist, kann Frieden einkehren. Das gewesene Leid, dass mit der Wiederholung uralter Fehler ständig noch anwächst, ist eine Last, die jede neue Generation gerne abwerfen würde.

Warum soll dieser Wunsch nicht in Erfüllung gehen? Eben haben wir noch behauptet, es gäbe gar keine zwangsläufige Wiederholung im Leben, nichts würde von alleine wiederkehren in der Zeit und in jedem Augenblick stecke ein Neubeginn.

Doch in immer neuer Verkleidung kehrt das Verhängnis wieder, als wäre zugleich nichts schwerer, etwas von den Gütern der Vergangenheit zu bewahren, und nichts leichter, alle ihre Übel zu reproduzieren. Die überwunden geglaubte Sklaverei kehrt wieder in Fabriken und auf riesigen Baustellen, und die Soldaten der modernsten Armeen fügen der Tradition des Folterns stets neue Kapitel hinzu.

Schon Platon hat in seinem Dialog „Der Staatsmann“ darüber nachgedacht, warum es auch den weisesten Gesetzgebern und klügsten Regierungen nicht gelingt, die Ungerechtigkeit aus der Welt zu schaffen. Er kommt zu dem Schluss, es müsse daran liegen, dass jedes Gesetz und jedes politische Prinzip viel zu starr und grob ist, um den Eigenarten der Menschen und ihrer verwickelten Verhältnisse gerecht zu werden. Es schert alles über einen Kamm. Wo überhaupt ein Gesetz nötig ist, ist das Kind schon in den Brunnen gefallen.

Man kann Platons Schlussfolgerungen als Aufruf zur Lockerung verstehen. Zur Aufmerksamkeit und Wachsamkeit gegenüber dem Einzelfall und zur Abkehr von der starren Theorie.

Von der Wiederholung her gedacht, heißt aufmerksamer werden, Anfänger werden. Niemals glauben, dass man, was man sieht, schon kennt, sondern das Besondere, Neue und Einzigartige der Situation gelten lassen.

Die moralische Einschätzung kann flüchtig und oberflächlich sein, oder von einer Wachheit durchdrungen-, die noch die kleinste Besonderheit der Lage registriert. Das hat ganz wesentlich etwas mit Wiederholung zu tun. Denn eine flüchtige und oberflächliche Wahrnehmung ist meistens eine, die nur auf das sich wiederholende Schema fokussiert und Einzelheiten ausblendet. Gewohnheit hat sie abgedunkelt.

Jahrelang dieselbe Straße entlang zu gehen, kann dafür sorgen, dass man sie nicht mehr sieht.

Warum wirkt das so stark? Warum legt man den Ballast dessen, was gestern oder vorgestern oder letztes Jahr war, nicht jeden Morgen einfach ab, und sieht die Welt wie zum ersten Mal? Wenn doch jede Wiederholung eigentlich immer neu ist, warum kann sie einen dann so betäuben?

Es mangelt nicht an Therapievorschlügen, wie aus dem Gefängnis der täglichen Wiederholungen auszubrechen sei. Wie der Mangel an Aufmerksamkeit sich beheben ließe, der dafür sorgt, dass man die Tage als gleichförmig und einschläfernd empfindet. Als mechanische Wiederholung. Und dass, obwohl sie doch angeblich eine Perlenkette niemals sich wiederholender und unauswechselbarer Gegenwarten sind.

Erste Priorität hat der Abschied vom Gestern. Warum überhaupt an der Vergangenheit festhalten, wo sie so oft nichts als eine Last ist? Ohne Erinnerung wäre das Leben ständiges Beginnen; ohne Vorbedingung, frei von Wiederholung. Wäre das nicht die höchste Freiheit?

Der Wunsch, das menschliche Leben vom Dämon der Notwendigkeit zu befreien, ist nicht neu. Genauso wenig neu ist die Schlussfolgerung, dass dazu eine völlige Loslösung von der Vergangenheit nötig ist. Was bedeutet denn Notwendigkeit? Eine festgelegte Verbindung von Ursache und Folge. Von dem, was früher war, und dem, was später daraus folgt. Fällt die Vergangenheit weg, bleibt die Zukunft offen. So ergibt sich durch die Loslösung von der Vergangenheit die Möglichkeit eines völlig ungebundenen Lebens.

Dada geht in diese Richtung. Doch auch bei den alten Zen-Buddhisten Chinas wird das von jeder Vergangenheit losgelöste, den Zyklen des Werdens enthobene Leben geübt. Frei von den Zwängen der Zeit und der Logik.

„Ein Mönch fragte Dschau-dschou: Mir ist gesagt worden, der Ehrwürdige habe den Meister Nan-tjüan noch persönlich gesehen. Ist das wirklich wahr?

Dschau-dschou erwiderte:

Im Kreis Dschön gedeihen die großen Rettichköpfe.“

Wenn das aristotelische Denken streng ist wie eine Fuge, ist das Denken der Zen-Meister des Bi Yän Lu Free Jazz. Weder Harmonik noch Rhythmus sind verlässlich. Jeder neue Takt beginnt für sich selbst, die Vergangenheit scheint keine Rolle zu spielen.

Wenn die Mönche miteinander sprechen, weben sie dabei kein Geflecht von Begriffen, mit denen sie die Welt erklären wollen. Sie überraschen sich gegenseitig mit beinahe jedem Wort. Ihre Anekdoten und Parabeln bilden keine logisch und zeitlich zusammengekettete Geschichte, die ihr Leben und ihre Lehren nacherzählt. Sie springen von Augenblick zu Augenblick, in dem Versuch, sich in nichts Gewesenem zu verheddern und immer frei und vorurteilslos auf die Dinge zu schauen. Sie wiederholen sich niemals. Sie wollen aufwachen aus der Wiederholung. Manchmal schlagen sie sich zu diesem Zweck auch mit Stöcken auf den Kopf.

Ein Mensch, der sich um die Vergangenheit nicht kümmert, der um jeden Preis der Wiederholung ausweicht, müsste völlig vorurteilslos sein.

Ein Vorurteil ist eine Wette auf die erwartete Wiederholung. Man betritt eine neue Stadt, gibt einem Menschen zum ersten Mal die Hand – man kennt ihn noch nicht, doch man ist sich sicher, dass dieses Wesen einem nichts bieten wird, als die Wiederholung eines Typus, der einem schon von früher her vertraut ist. Die Vergangenheit überlagert die Gegenwart. Das alte Bild macht das neue unsichtbar und uninteressant. Keine Überraschung möglich.

Vorurteile gibt es nicht nur über Menschen und Völker, Städte und Gemälde, Bücher und Kleider. Manchmal habe ich den Eindruck, es gibt sie sogar in der Art, wie das Auge die Dinge sieht. So wie es vorgefasste Urteile gibt, so gibt es auch vorgeprägte Sinneswahrnehmungen. Schablonen für die Augen.

Ehrlicherweise muss man zugeben, dass es ziemlich selten ist, dass ein Anblick einen überrascht. Wenn man weit reist, ja; auch vor einem ungewöhnlichen Gemälde geschieht es mal. Sonst ist die Wahrnehmung ziemlich abgestumpft. Das tägliche Leben verlangt von den Sinnen ein verlässliches Identifizieren nützlicher Dinge, keine Überraschungen. Deswegen geschieht es höchstens kurz vor dem Einnicken, im Sommer, unter einer Linde auf einer Liege liegend, dass man für einen Moment von der Form einer Blüte oder der Farbe eines Blattes überrascht ist. Die geistige Schablonierungsmaschine ist schon eingeschlafen. Ohne jede Absicht fängt der Blick ein letztes Bild auf, dann schließen sich die Lider.

Das Auge ist in solchen Momenten wie freigelassen. Es steht einfach offen. Ohne eine Wiederholung zu erwarten, sieht es die Dinge auf einmal neu. Ohne durch frühere Wahrnehmungen bereits erschöpft, getrübt, geprägt oder abgelenkt zu sein. Es erkennt nichts bereits Bekanntes wieder. Es sieht nur das Individuum dieses Augenblicks.

Das Pathos des Beginnens ist nicht nur im Zen zu finden. Auch in der Literatur gibt es Überraschungsartisten, die mit jedem Satz die Gewohnheiten des Lesers unter Beschuss nehmen. Den Zen-Meistern ähnlich, die ihrem Schüler plötzlich eine Ohrfeige verpassen.

„Mein Leben? ... ist kein Kontinuum! Nicht bloß durch Tag und Nacht in weiß und schwarze Stücke zerbrochen! Denn auch am Tage ist bei mir der ein Anderer, der zur Bahn geht; im Amt sitzt, büchert; durch Haine stelzt; begattet; schwatzt; schreibt; Tausendsdenker; auseinanderfallender Fächer; der rennt; raucht; kotet; radiohört [...]: that´s me: ein Tablett voller glitzernder snapshots.“

So spricht die Hauptfigur in Arno Schmidts „Aus dem Leben eines Fauns.“ Ein Hauch von Hochstapelei und Leichtfertigkeit weht in diesen Sätzen. Wenn das Leben eine Sammlung von Augenblickssplintern ist, die nichts verbindet, dann ist in ihm Platz für eine Menge Widersprüche. Die Existenz wird kaleidoskopisch. Wie Groucho Marx könnte einer, dessen Leben eine Aneinanderreihung von Snapshots ist, gerade noch ein Indianerhäuptling sein und im nächsten Moment schon als Professor auftreten. Er ist von Moment zu Moment ein anderer; zu jedem Spiel bereit und immer überraschend.

Es ist oft nicht angenehm, überrascht zu werden. Wenn einem der Gastgeber fröhlich mitteilt, dass in dem Glas eben ein paar Tropfen Opium waren. Die Wiederholungen der Konvention schließen Überraschungen aus und erzeugen Verlässlichkeit. Sie retten auch Leben, wenn man bedenkt, dass die Wegbeschreibung, die jemand einem Notarzt gibt, auch nur aufgrund von Konvention verstanden wird. Wie die Bedeutung der Wörter einer Sprache, werden die Bedeutungen und Implikationen von Gesten durch Konvention festgesetzt. So wimmelt jeder Tag und jede Alltagssituation von ungezählten Abläufen, die sich beinahe ohne jede Variation wiederholen.

Doch vor einigen Anarchen muss man sich in Acht nehmen. Wer dem Narr die Hand geben will, muss mit allem rechnen. Manchen wird Unberechenbarkeit auch ohne Verkleidung zugestanden. Vom Spieler oder Sportler wird sie unter Umständen sogar erwartet. Doch stets bleibt der Raum eingeschränkt, in dem die Überraschung erlaubt ist. Das Spielfeld wird vom Terrain des gewöhnlichen Lebens abgegrenzt. Der Bruch mit der Wiederholung, oder der gewohnten Ordnung, darf niemals die Lebensordnung als Ganze betreffen.

Die oft pathetisch erscheinende Außenseiterrolle des Künstlers gehört in diesen Zusammenhang. Der Bruch mit der Konvention als Ausweis des Künstlerischen ist zwar selbst eine Konvention geworden, doch ganz sachlich gesehen, macht die Verbindung zwischen der Kunst und dem Ausbruch aus der Wiederholung Sinn. Es ist Widerwillen, oder auch die Unfähigkeit, sich zu wiederholen, die dem Maler hilft, die Dinge, die vor ihm schon Millionen andere gesehen haben und die Millionen andere mit ihm sehen, anders anzuschauen. Der große Komiker erkennt in der alltäglichen Szene die Grotteske.

Die Marx Brothers sind Meister darin. Sie sind die Zen-Meister des Kinos. Wie die Nebenfiguren in ihren Filmen empfängt auch, wer ihre Filme sieht, immerzu Stockschläge, die ihn aus der Dumpfheit seiner Gewohnheiten aufwecken.

Durch ihr ständiges Springen und sich immer wieder Losmachen von dem, was gerade eben noch gespielt wurde, gelingt es den Brüdern in ihren Filmen sich immer wieder durchzumogeln. Ihre Umwelt ist einfach zu schwerfällig, ihnen zu folgen. Die drei Chaoten – manchmal sind sie auch zu viert – sind Künstler des Augenblicks, Meister jeder Situation und allen anderen immer schon einen Schritt voraus. Sie sind fähig und bereit, in jedem Moment andere zu sein; das Alte aufzugeben und neu anzufangen.

Doch sie bezahlen ihre Freiheit damit, dass sie keine Geschichte haben. Keine Biographie. Wo sie herkommen und wo sie hingehen, ist ungewiss, unwichtig. Wenn sie behaupten, sie hätten dies getan und jenes vor, ist es wahrscheinlich geschwindelt. So ist das Schicksal, an dem man Anteil nimmt, und das Spannung erzeugt, anderen Figuren in ihren Filmen vorbehalten. Meistens dem Liebespaar, das mit der Hilfe der Brüder Widerstände überwinden muss, um zusammenzufinden.

Das anarchische und unberechenbare Verhalten, das jede Wiederholung meidet, beruht auf totaler Abschiedsbereitschaft. Das ist nicht nur Spaß. Wer sich erratisch verhält, wer nie derselbe ist, zeigt, dass das, was eben war, ihn jetzt schon nichts mehr angeht. Deswegen gilt Zen-Buddhisten unlogisches und sprunghaftes Agieren als Zeichen für einen Geist, der sich von den Fesseln der Welt losgemacht hat. Der nicht mehr an ihren Gütern hängt. Weder an Dingen noch an Menschen.

Der Zen-Mönch löst sich von den Verwicklungen und Wiederholungen der Zeit, ist nur noch Auge, das hineinstarrt in die ewige Gegenwart. In den Erzählungen des Bi Yän Lu wirken die Meister, die nach der Leere streben, manchmal teilnahmslos; kalt und grausam wie Katzen.

Das Unberechenbare, Regellose und Diskontinuierliche steht zum Rhythmus im Gegensatz. Man kann sich nicht getragen fühlen, wenn völlig unvorhersehbar ist, was der nächste Augenblick bringt. Deswegen gibt es solche radikalen Artisten der Unterbrechung und des unablässigen Beginns auch nur in Filmen und hochgelegenen Klöstern. Wem das eigene Leben etwas wert ist, kann es nicht jeden Augenblick neu beginnen. – Weil die Summe des Lebens null wäre, wenn die Vergangenheit nicht zählte. Ein Mensch, der sich von der Vergangenheit loslöst und von Augenblick zu Augenblick lebt, ist wie ein ewig leeres Blatt. Nur die Wiederholung hebt die charakteristischen Eigenschaften seiner Existenz ans Licht.

Der Revoluzzer ist Beginner, der Bewahrer Fortführer. Jedes Individuum muss beides zugleich sein. Würde es jeden Augenblick etwas völlig Neues anfangen, hätte es gar keine zusammenhängende Biographie und keine Identität – begänne es überhaupt nichts, hörte es auf, zu existieren.

Die Gegenwart ist mir so nah, dass ich sie nicht spüre, oder sie ist blitzschnell schon wieder so fern, dass ich mich ihrer nur noch wehmütig erinnere.

Ich stehe am Wiesenrand. Zuerst höre ich nicht das Zwitschern der Vögel um mich herum. Doch in dem Moment, da ich es zu hören beginne, fühle ich mich bereits von ihm entfernt. Schon ist es vorüber. Jeder Ton, der in meinem Ohr verklingt, gibt mir einen kleinen Stich.

Würde der Gesang der Vögel sich nicht jedes Frühjahr wiederholen, müsste man jeder verklingenden Note nachweinen, wie einem nie wieder zu erweckenden Toten. Die Natur tut uns den Gefallen der Wiederholung. Sie spielt das Lied des Frühlings immer wieder. Wie der Pianist in Casablanca „As time goes by“.

„Spiels noch einmal Sam.“

Die Tatsache der Unwiederbringlichkeit jeder konkreten Wahrnehmung und Empfindung wird durch die Schleife der Wiederholung abgemildert. Der Verlust von all dem, was vergangen ist, erscheint weniger total, wenn es ein zweites Mal gibt, und vielleicht unzählige Male, die etwas bereits Erlebtes sich noch wiederholen lässt.

Eine Biographie haben, heißt nicht nur, Erinnerung zu besitzen. Es reicht nicht aus, sich an sein mit jeder neuen Stunde immer schon vergangenes Leben zu erinnern, um sich jeden Tag neu mitten in ihm zu fühlen. Ein Leben haben, heißt, in gewissen Rhythmen zurückkehren zu können. Zu Gedanken und Empfindungen, zur Frau oder ins Büro, an gewohnte und geliebte Orte.

Die Wiederholung bedeutet nicht nur Monotonie und Konvention, sondern bringt das, was wir eigentlich doch verloren haben, immer wieder neu in unseren Besitz: die Vergangenheit.

Wahrscheinlich kommt es auf Maß und richtigen Rhythmus an. Darauf, wie oft und in welchem Intervall man etwas wiederholt. Durch die Wiederholung bleibt die Gegenwart mit der Vergangenheit verbunden. Wiederholt man aber zu häufig, erstarrt die Gegenwart im Klammergriff des Gewesenen. Wiederholt man dagegen zu wenig, reißt sich die Gegenwart von der Vergangenheit los, und die Kontinuität des Lebens zerflattert.

Jede Wiederholung fängt etwas, das schon einmal war, neu an. Sie kann nicht die Vergangenheit zurückholen, aber sie kann sie nachahmen. Der Rhythmus einer Existenz ergibt sich durch diese Mischung aus Wiederkehr und Neubeginn. Beides gehört untrennbar zusammen, wenn das Leben nicht abläuft wie eine Uhr. Es ist ständiges Anfangen. Auch das schon unzählige Mal Wiederholte muss es jedes Mal neu beginnen. Der Rhythmus der Wiederholung stellt sich nicht von selbst ein. Er trägt nur den, der ihn aktiv zu erhalten vermag.

Wieder und wieder strömt Luft in die Lunge, wieder und wieder schlägt das Herz. Doch nur, solange man gesund bleibt.

Als Maria Callas 1964 in London, nach Jahren der Bühnenpause, die „Tosca“ singen sollte, mögen viele ihrer Fans mit Herzklopfen auf die ersten Takte gewartet haben, voller Furcht, ob die Stimme ihres Idols noch genauso eindrucksvoll sein würde, wie früher.

Callas' Auftritt wurde ein gefeierter Erfolg. Andere hatten weniger Glück. Wem es heute nicht gelingt, wieder der zu sein, der er gestern war, ist schnell niemand mehr. Mit anzusehen, wie die Wiederholung scheitert, kann furchtbar sein. Wenn ein Musiker sich verspielt, einem Artisten sein Kunststück nicht mehr gelingt, ein Sportler beim Comeback alt aussieht.

Wunderbar wenn es gelingt, und hoch befriedigend. Wenn man nach Jahren wieder eine Gleichung lösen musste, und sieht, man kann es noch. Oder beim Segeln oder Motorradfahren und anderen Dingen, die man vielleicht nur selten macht. Die Wiederholung zeigt, es geht noch wie früher. Und wenn es nicht mehr geht?

Es gibt Versuche der Wiederholung, die von Anfang an etwas Tragisches haben. Der Versuch eines alt gewordenen Stars an seine Jugenderfolge auf der Bühne anzuknüpfen. Der alternde Verführer. Oder die nutzlosen Anstrengungen eines Schriftstellers oder Malers, das zu erreichen, was sein geniales Vorbild tat. Ich denke an die Reise nach Samoa, die der französische Schriftsteller Marcel Schwob in den Jahren 1901 und 1902 unternahm.

Marcel Schwob war jung und seine Aussichten waren gut. Mallarmé schätzte ihn, seine ersten Erzählbände wurden sehr positiv aufgenommen. Außerdem übersetzte er. Doch dann wurde er schwer krank. Jahrelang verkam er immer mehr, ohne, dass ein Arzt ihm hätte helfen können. Schließlich machte er selbst den gewagten Versuch, seine Gesundheit wiederherzustellen.

Schwob war ein großer Verehrer des Autors des Schatzinsels, Robert Louis Stevenson. Er verehrte ihn nicht nur als Autor, sondern auch als Globetrotter. Das Abenteuerliche in Stevensons Büchern, die Seefahrt und Erkundung wilder Gegenden, das war nicht, wie bei Karl May, Produkt der Phantasie. Stevenson hatte mehrere Reisen in die Südsee unternommen, und darüber viel gelesene Berichte geschrieben. Die letzten vier Jahre seines Lebens verbrachte er ganz auf Samoa. Er wählte das Leben zwischen den Häuptlingen und Kriegern jedoch auch aus dem Grunde, weil er, ebenso wie Marcel Schwob, chronisch krank war. Er litt zeitlebens an Tuberkulose. Stevenson erschien Schwob also nicht nur als literarisches Vorbild, sondern auch als Leidensgenosse. Und so fasste Schwob den Entschluss, die samoanische Reise Stevensons für sich zu wiederholen. Was den Ärzten nicht gelingen wollte, das sollte die Reise bringen. Sie sollte ihn zum Grab des bewunderten Kollegen führen, Stoff für neue Bücher bringen und ihn von seiner Krankheit befreien.

Schwobs Reise wurde so schauerlich, dass sein Freund Vincent o'Sullivan später dazu schrieb, es sei die ungemütlichste gewesen, die seit den Tagen des Odysseus ein Sterblicher unternommen hätte. Der arme Schwob, krank, schwach, schrecklich leidend unter der Trennung von seiner Frau, schleppt sich in Sri Lanka durch den Dschungel zu unzugänglichen Bergtempeln, schwitzt sich in den Tropen halb zu

Tode, wird von Fliegen und Mücken gequält, würgt an ungenießbaren Speisen, und wird, endlich in Samoa angekommen, von den Ärzten schon aufgegeben, als er sich zu guter Letzt noch eine Lungenentzündung zuzieht. Völlig mittellos kehrt er schließlich mit seinem ebenfalls kranken chinesischen Diener nach Frankreich zurück, und ob er bis zu seinem Tod, der ihn schon drei Jahre später im Alter von 37 Jahren ereilte, einmal über das ungeheuerliche Desaster seiner Reise lachen konnte, ist nicht bekannt.

Es ist vielleicht gar nicht so wichtig, ob das, was man wiederholen will, ein Teil der eigenen oder einer fremden, womöglich schon weit zurückliegenden Vergangenheit ist. Es wird ohnehin nie ganz dasselbe sein. Immer ist die Wiederholung zugleich ein Neubeginn mit ungewissem Ausgang. Am Ende scheitert sie; wie Schwob scheiterte, es Stevenson gleichzutun.

Ein letztes Mal strömt Luft in die Lunge, ein letztes Mal schlägt das Herz.